

Stürzende Bastion

Dies hier war überfällig.

Zumal sich der Terror nun ein weiteres Mal jährte. Und sie alle warteten bereits auf Ergebnisse; seine Gefährten mehr noch als das Pack, das ihn seit jeher mit Argwohn beobachtete.

Er musste schmunzeln. Hier waren sie nun endlich, die Ergebnisse, beinah schwarz auf weiß prangten sie vor seinem inneren Auge und schrien alle nach tatkräftiger Ausübung.

Auch ohne sie, ohne diesen Plan, hätte er sich blendend gefühlt. Denn das Ziel war gut. So wie seine Gefährten. Die hatte er bereits zum ersten Treffen Schulter an Schulter bei sich gespürt; das geheime Treffen, bei dem zwar das Herz, aber noch nicht sein Kopf von diesem Plan überzeugt gewesen war. Der Plan ...

Verdammt riskant war er; riskant und vermutlich auch leichtsinnig. Aber er war nötig. Jetzt erst recht. Die letzte Bastion musste fallen. Wie eine wuchernde Geschwulst war ihr Einfluss in den letzten Jahren immer größer geworden. Zu lange hatte er sie geduldet. Sie musste fallen. Brennen. Sterben.

Wer die Bastion vernichtete, würde siegen. Darum ging es bei diesem Plan. Einst hatte die Feuersbrunst das Dorf seiner Väter dem Erdboden gleichgemacht. Ganz Lohweiler war zerstört worden, seine Häuser ebenso wie ihre friedlichen Bewohner. Nachbarn, Freunde, Verwandte – gute Menschen, über die Heimtücke und Verrat hereingebrochen waren wie der Wolf über die Herde ahnungsloser Schafe.

Die Bank, auf der er saß, war an einem schönen Plätzchen errichtet worden, dachte er und blinzelte hinab ins Tal, auf die vielen Dächer und kleinen Straßen, auf den Marktplatz mit der hübschen Kirche. Nichts von allem gab auf den ersten Blick preis, was diesem Fleckchen Erde vor so langer Zeit widerfahren war. Es waren die Überlieferungen eines Mannes gewesen, die wie ein erhobener Zeigefinger vor dem

Vergessen warnten. Ihm, Hosea, zu Ehren hatte man dort unten eine Statue errichtet, im Schatten des Kirchturms. Gleichwohl die Hauptperson seiner Erzählungen keineswegs Hosea selbst gewesen war, sondern Georg von Lohweiler, der einzige Überlebende jenes teuflischen Überfalls. Der Bauer mit dem Jagdbogen wurde offiziell nirgends erwähnt, dafür hatten schamlose Kleingeister, deren Stimmen größer als ihr Denkvermögen waren, gesorgt – Pfeffersäcke und Traditionalisten ebenso wie kurfürstliche Würdenträger, Advokaten und Politiker. Ihrem bestechlichen Urteil nach durfte man einem vermeintlichen Gesetzlosen aus alten Tagen doch keine Ehre erweisen. Denn was hatte dieser schon für Lohweiler getan? Nichts und noch weniger, schenkte man den Worten der stinkenden Bachforellenzüchterin Glauben, die dort unten am Rand von Neulohweiler lebte und am Fuße der jungen Klostermauern ihren zwielichtigen Geschäften nachging. Sie war es, die sich mit allen Mitteln dafür stark machte, dass das Andenken des Mannes weiterhin beschmutzt blieb, der sich bis an sein Lebensende der Feuerhexe widersetzt hatte, um Lohweiler und den Tod seiner Kinder nicht ungesühnt zu lassen. Irgendwo hier oben am Waldrand hatte Georg einst mit Pfeil und Bogen gestanden, als er dort unten im Dorf die Flammen des Verrats entdeckte. Unheil, das sich ohne die Hexe nicht zugetragen hätte. Davon waren die Ältesten heute noch überzeugt. Sie waren es, die bei den letzten Runden in der Dorfschänke redseliger wurden und fast vergessene Geschichten hervorkramten. Für sie stand fest, dass das Bachforellenweib der Brut genau dieser einen Hexe entsprungen war, die das Lohweiler ihrer Vorfahren verraten und vernichtet hatte. Kam dann noch Schnaps ins Spiel, entlockte er manchen gar die Überzeugung, dass das umtriebige dürre Fischweib dort unten jene Martha höchstpersönlich war, die sich und die Seelen ihrer Kinder verhökert hatte. Martha und ihr Pakt mit dem Leibhaftigen, um ein besseres Leben zu führen. Fragte man die Dorfältesten am Ende ihres Zechabends nach Martha oder dem Fischweib, so gehörten beide einfach nur weg.

Tot machen sollte man die!, schallte es dann lallend.

Doch die stinkende Bachforellenzüchterin hatte ihre eigene Wahrheit und wurde nicht müde, diese engelsgleich kundzutun. Georg, und zwar nur dieser furchtbare Georg, hätte das alte Lohweiler auf dem Gewissen gehabt. Seit Generationen tauchte diese Geschichte hier in der Gegend immer wieder auf.

Vor seinem inneren Auge verschwamm der Plan zusehends und wich einem blassen Kind mit starrem Blick. Der Pfeil wirkte so unglaublich groß im Körper des kleinen Jungen, den er eigentlich gar nicht kannte. Schon wieder diese Bilder und er wusste nicht, warum. Auch dieses Mal schmeckten sie nach Blut.

Mit Gewalt löste er seine Zähne von der Zunge.

Blut ohne Schmerz ...

Wie gerne hätte er genau den gespürt. Er sehnte sich danach, weil er das andere vielleicht übertönt hätte, den Schmerz ohne Blut, der schon so lange in seiner Familie wütete. Den Schmerz, der zum ersten Mal Georg begleitet hatte. Ihm quälend treu ergeben gewesen war. Und ihn hatte stärker werden lassen, stärker als die Heimtücke der wuchernden Geschwulst. Stärke, die sich wider das Vergessen vervielfachte – von Vätern auf Söhne auf Enkel.

Und nun war es so weit. Die Stunde des Sturms war gekommen, der Augenblick der Wahrheit. Für Lohweiler und Georg. Für seine Kinder!

Er stand auf, nickte dem Grabstein zu.

Nun endlich würden sie die Bastion stürmen und mit ihr das ganze gottverdammte System niederbrennen. Für Lohweiler und Georg.

Für seine Kinder!